

Warum macht unser Mitgefühl schlapp?

Flüchtlinge und Asylbewerber gelten als Problem statt als Chance. Das liegt an unserer Gastfreundschaft: Wir haben keine.

Im Mittelmeer sind bereits Tausende ertrunken, die Glücklicheren strandend lebend an Inseln in Griechenland oder Italien. Soeben starben siebzig Personen in einem Lkw in Österreich, eingepfercht wie Vieh. In Ostdeutschland brennen die Unterkünfte schon, bevor sie bezogen werden. Die Welt zu Gast bei Freunden? Das war 2006, es war WM. Und es war nur ein Spiel. Jetzt ist es ernst. Bei jedem einsamen Kätzchen auf dem Baum zerfließen uns die Herzen vor Mitleid in den sozialen Netzwerken. Die Flüchtlingskatastrophe vor unserer Tür lässt uns vergleichsweise kalt.

Geht es um Einzelschicksale, sind wir oft bereit zu helfen, kennen keine Grenzen, überschütten medial gehypte Opfer von Beleidigungen in Bussen oder U-Bahnen mit Crowdfunding-Geld. Geht es hingegen um Tausende Menschen, macht unser Mitgefühl plötzlich schlapp. Die Herzen versteineren sich. Wir sind wie gelähmt. Oder haben wir uns nur schon digital verausgabt, mit Likes und Retweets von Wohltaten anderer? Haben wir unsere Schuldigkeit damit getan?

Vor kurzem zeigte die ARD die aufschlussreiche Fernsehdokumentation „Das Golddorf“. Es ging darin um das Dorf Bergen im Chiemgau, fünftausend Einwohner, das Flüchtlinge aufgenommen hatte, sie jedoch kritisch beäugte. Ich habe den Großteil meines Lebens dort verbracht. Und blieb immer fremd. In der Dokumentation kam ein Mann zu Wort, der es schon seltsam findet, wenn so ein „schwarzer Kopf“ beim Gasthof Hochfelln herauschaue“. Seltsam? Spätestens bei der Weihnachtsmesse um 17 Uhr in der Kirche St. Ägidius wird er es eher seltsam finden, dass niemand einem aramäischen Pärchen, sie hochschwanger, Vaterschaft ungewiss, Unterschulpf bieten will, so dass die Frau in einem Stall niederkommen muss. Moral und Mitgefühl sind eben auch immer eine Frage des Kontextes; manchmal dringen sie durch, manchmal nicht.

Auch wenn der Film die bayerische Unbeholfenheit teils überzeichnet, wage ich zu behaupten: Wir haben in Deutschland kein Konzept von Gastfreundschaft. Wir haben „Gemütlichkeit“. Gemütlichkeit kann mit Veränderungen nicht viel anfangen, sie gedeiht im Mikroklima des bereits Bekannten. Jede Veränderung, alles Neue bedroht uns irgendwie. Das fängt an mit Clubs, in welchen zu viele Hipster tanzen, und endet mit Migranten, die ja anders aussehen. Wo zu viele „andere“ sind, befällt uns ein Unwohlsein. Im Urlaub in Italien oder Kroatien treffen wir durch Zu-

fall unsere Nachbarn aus dem Dorf wieder und finden es offiziell „furchtbar“, insgeheim aber vielleicht doch ganz toll.

Dieses Land verändert sich gerade, vielleicht massiv. Wir erleben derzeit die größten Migrationsströme seit dem Krieg auf dem Balkan. Darin liegt auch eine große Chance. Ich habe nie verstanden, warum sich Deutschland als eine der reichsten Industrienationen nicht in die erste Reihe stellt, sich die Hände reibt und sagt: Hurra, da kommen sie, die Facharbeiter, Ärzte, Ingenieure! Bei uns sind das erst einmal nur Hausmeister oder Straßenkehrer. Es ist unser Überheblichkeitsdünkel, der uns hemmt, die Chancen zu sehen.

Für uns zählt nur deutsche Wertarbeit, alles ist nach unseren Maßstäben genormt und zertifiziert; alle anderen können nichts, sind für uns Menschen zweiter Klasse. Ich habe bisher bessere Erfahrungen mit Automechanikern aus der Türkei, dem ehemaligen Jugoslawien oder Frankreich gemacht. Auf mein Auto, das seit einem Monat in einer deutschen Werkstatt steht, warte ich immer noch. Wo wären wir ohne die Einwanderer aus den sechziger, siebziger Jahren? Allein schon kulinarisch oder kulturell? Ich bin froh, dass ich bei Einladungen von Freunden mediterrane Köstlichkeiten genießen darf und nicht im Mett-Igel herumstochern muss. Letztes Jahr gewann Saša Stanišić den Preis der Leipziger Buchmesse für sein Buch „Vor dem Fest“ – ein Flüchtlingskind aus Bosnien schrieb besser als alle Deutschen.

Gastfreundschaft ist für uns das, was wir von anderen erwarten. Wer als Deutscher zum Griechen essen geht oder zum Türken oder Libanesen, freut sich über den kostenlosen Tee oder den Ouzo „aufs Haus“. Zwar gibt es auch bei uns Menschen, die großzügig sind und helfen. Aber eine Willkommenskultur haben wir nicht. Wer durch andere Länder gereist ist, erzählt oft begeistert, dass fremde Menschen in Albanien oder Georgien, die wenig haben, einen wie selbstverständlich beherbergen und verköstigen. Wann haben wir zuletzt einen Fremden auf einen Tee zu uns nach Hause eingeladen? Uns für ihn interessiert? Wie polyglott und touristisch beschlagen müssen wir eigentlich noch werden, damit das mal abfährt? Im Libanon sind mehr als eine Million Syrer untergebracht; das selbst krisengeschüttelte Land hat vier Millionen Einwohner und ist so klein, dass man in zwei Stunden von einer Grenze zur anderen fahren kann. Und bei uns soll kein Platz sein?

Was ist es, das uns hemmt, die Herzen zu öffnen? Es ist das vermeintlich Feindliche im Fremden. Friedrich Nietzsche sagte, der Sinn der Gastfreundschaft liege darin, das Feindliche im Fremden zu lähmen. Freuen wir uns über Menschen, die jetzt zu uns kommen und uns beibringen, wie das geht. Das Rezept ist so einfach: das Fremde einfach so lange und so herzlich umarmen, bis das Feindliche erstickt.

MIŁOSZ MATUSZEK

Der Autor, geboren 1980, ist Jurist und Publizist. Er kam vor 33 Jahren als polnischer Spätaussiedler nach Deutschland und unterrichtet an der Pariser Sorbonne.

Geld ist doch genug da

Thüringen will an der Musik sparen – warum eigentlich?

Was da diskutiert werde, sei ein Phantom, sagt Hasko Weber im Gespräch mit dieser Zeitung. Weber ist Intendant des Deutschen Nationaltheaters Weimar und kommentiert, indem er sie zum Phantom erklärt, die angeblichen Pläne der thüringischen Landesregierung für eine Theaterreform, die trotz verabredeter Vertraulichkeit von der „Thüringischen Landeszeitung“ veröffentlicht worden waren (F.A.Z. vom 26. August).

Diese Gerüchte besagen, dass Weimars Theater seine Opernsparte an Erfurt abtreten solle, damit dort eine Staatsoper entstehen könne. Sie besagen ferner, dass die Landeskappelle Eisenach abgewickelt werden und die Thüringen-Philharmonie Gotha ihre Eigenständigkeit verlieren würde durch eine Zusammenarbeit mit Erfurt. Das Orchester des Theaters Gera-Altenburg soll ein Drittel seiner Musiker verabschieden und in eine Kooperation mit Jena gedrängt werden.

„Einige dieser Details sind richtig, andere grob falsch oder polemisch verzerrt dargestellt“, sagt Weber. Er muss es wissen, führt er doch mit den übrigen Intendanten und mit dem Kulturminister Benjamin-Immanuel Hoff (Die Linke) seit acht Monaten Gespräche über die Zukunft der Theater und Orchester. Doch Weber will die Veröffentlichung vorerst nicht kommentieren. Nur so viel: „Über den Fortbestand des Musiktheaters in Weimar zu diskutieren ist absurd.“ Dass sein Ensemble unterdessen einen offenen Brief an den Ministerpräsidenten Bodo Ramelow (Die Linke) geschrieben hat und darin um ein verbindliches Dementi der Abwicklungspläne bittet, empfindet Weber nicht als gegen sich gerichtet. Das geschah mit seinem Wissen, Verständnis und Respekt.

Was immer an diesen Gerüchten stimmen mag: Seltsam wäre es, die Orchester von Gotha und Erfurt zusammenzulegen und dann in Erfurt eine Staatsoper zu eta-

blieren, wo doch die Staatskapelle noch in Weimar säße. Die wäre dann in Erfurt sinnvoller aufgehoben und würde das Kooperationsorchester dort schnell überflüssig machen. Auf einen Streich hätte man drei Orchester abgewickelt: Eisenach, Gotha und Erfurt.

Minister Hoff argumentiert mit langfristigen demographischen Entwicklungen im Land und mit dem Wunsch nach tariflicher Vergütung für alle Musiker. Doch sieht man es nüchtern, so profitiert vor allem Erfurt von diesen Plänen: die Landeshauptstadt, deren Repräsentanten es schon seit langem ärgert, dass Weimar – mit Klassik-Stiftung, Musikhochschule und Theater – den größten Teil des Landeskulturrets an sich zieht. Erfurts Oberbürgermeister Andreas Bausewein ist seit 2014 zugleich Landesvorsitzender der thüringischen SPD. Er gilt als treibende Kraft beim Zustandekommen der Koalition mit der Linkspartei – gegen den Willen des damaligen Landesparteihefesch Christoph Matschie, der zudem Kultusminister im Kabinett der christdemokratischen Ministerpräsidentin Christine Lieberknecht war. Es fällt auf, dass Bausewein zugleich der innerparteiliche Gegner von Matschie ist und kulturpolitisch der größte Profiteur dieser Pläne wäre. Und ebenso fällt auf, dass Christoph Matschie, der in seiner Amtszeit den Kulturretat aufgestockt und die bestehenden Strukturen verteidigt hatte, bereits öffentlich zu den Plänen der Koalition (der er angehört) auf Distanz geht: Die Finanzsituation in Thüringen sei so gut, sagte er vergangene Woche, dass gar kein Spar- druck bestehe. Eher müsse man die Mittel nach 2017 noch einmal aufstocken, „damit die Kultur sich lebendig weiterentwickeln kann“. Nun wäre es wohl seitens der Intendanten und des Ministers endlich Zeit, von der geheimen Kabinettspolitik zu einer Debatte in Offenheit und Anstand überzugehen. JAN BRACHMANN

Feuilleton



Sie hütete ihr Erbe: Durch Anna von Preußen (1576 bis 1625) wurde Brandenburg zum europäischen Player.

Foto Wolfgang Pfänder

Er hat Affären, sie fährt zur Kur

Eine Berliner Ausstellung feiert die Frauen der Hohenzollerndynastie

Wer heutzutage das Wort „Dynastie“ hört, vermag sich kaum noch vorzustellen, wie stark die Ansprüche, die darin mitschwingen, einmal das Dasein der Menschen bestimmt haben. Wenn ein Oberhaupt des Hauses Hannover auf der Weltausstellung im Freien sein Wasser abschlägt, ist das den Boulevardzeitungen eine Schlagzeile wert, und in Fernsehserien wie „Downton Abbey“ wird gelegentlich über standesgemäße und unschickliche Heiratskandidaten nachgedacht. Aber schicksalhaft sind solche Skandale und solche Erwägungen nicht mehr. Sie lösen keine Tragödien aus, bloß Verleumdungsprozesse. Ihre Opfer zahlen nicht mit dem Leben, sondern höchstens mit einem Stück ihres Ansehens oder Vermögens.

Das war einst anders. Auf dem Porträt Augustas von Sachsen-Weimar-Eisenach etwa, das in der Ausstellung „Frauensache“ im Berliner Schloss Charlottenburg gezeigt wird, sieht man eine zutiefst unglückliche Frau. Ihr Mund ist verkniffen, aus ihren Augen sprechen Trauer und Trotz. Steif liegt ihre linke Hand auf dem Hermelinfutter ihres Mantels. Es ist der Krönungsmantel des Königreichs Preußen, in dem Augusta seit Januar 1861 gemeinsam mit ihrem Ehemann Wilhelm regiert. Die Ehe ist unglücklich. Augusta, Spross des albertinischen Zweigs der sächsischen Wettiner, mit dem die preußischen Hohenzollern seit Jahrhunderten Heiratsverbindungen knüpfen, ist an einem Musenhof aufgewachsen; Goethe, Freund und Minister ihres Vaters, hat ihr Gedichte gewidmet. Wilhelm dagegen liebt bis zu ihrem frühen Tod eine polnische Gräfin, die schöne Elisa Radziwill, auf die er aus Staatsräson verzichtet hat; und sonst vor allem das Militär.

Nach der Hochzeit 1826 folgen, mit großem Abstand, zwei Kinder, danach mehrere Fehlgeburten. Augusta ist rechthaberisch, depressiv, politisch liberal und katholikenfreundlich, Wilhelm intolerant und machtvorsessend; er hat Affären, führt Kriege, sie fährt zur Kur, gründet Krankenhäuser und den Vaterländischen Frauenverein und empfindet die Kaiserkrone, die Preußens Sieg über Frankreich 1871 ihr einbringt, als Niederlage. Auf dem zehnten Jahre früher entstandenen Krönungsbild erkennt man wenig vom Drama dieses Lebens. Umso mehr erfährt man darüber in der Ausstellung. Man muss nur genau hinschauen.

Dass historische Objekte Geschichten erzählen, sagt sich leicht. Oft verborgen sie mehr, als sie zeigen. Die Kuratoren der Stiftung Preußische Schlösser und

Gärten, welche die „Frauensache“-Ausstellung veranstaltet, standen vor der Aufgabe, Exponate zum Sprechen zu bringen, die zum Teil seit Jahrhunderten geschwiegen haben. Etwa den Bräutigamsmantel, den ein sächsischer Kurfürst im siebzehnten Jahrhundert gleich auf zwei Hochzeiten getragen hat, erst mit einer württembergischen, dann mit einer preußischen Prinzessin. Oder die Glieder- und Kleiderreste von vier Wachsfiguren, in denen die Ehefrau des „Soldatenkönigs“ Friedrich Wilhelm um 1720 ihre früh verstorbenen Kinder nachbilden ließ. Oder ein Siegel, mit dem Anna von Preußen, die Gattin des brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund, 1614 einen Vertrag ratifizierte, mit dem die Hälfte des Herzogtums Jülich-Kleve, dessen Erbin sie war, in preußischen Besitz übergang.

Aber das war nur die eine, gleichsam interne Schwierigkeit bei der Konzeption dieser Schau. Die andere lag in der

Morgen in Natur und Wissenschaft

Ein Kaiserschnitt macht noch kein Kind zum chronisch Kranken

Geisteswissenschaften: Canossa – ein Historikertreit anderer Art

Herausforderung, eine zeitgemäße, ein wenig gassenhauerhafte Thematik so zu inszenieren, dass den Dingen, die sie bebildern, keine Gewalt angetan wird. Es geht in der Ausstellung eben nicht nur darum, „wie Brandenburg Preußen wurde“, wie der Untertitel verkündet, sondern vor allem um den Anteil, den die Frauen des Herrscherhauses daran hatten. Und damit um einen Rollentyp, der, anders als manche zeitgenössische Historiker es gern sähen, in den allermeisten Fällen ein dulddender und ergänzender war. Es hatte ja nicht jede Fürstengattin so viel Schneid wie Katharina von Brandenburg, die sich gegen den Willen ihres Mannes Joachim zur Reformation bekannte und ins Exil nach Sachsen ging, oder Victoria, die englische Prinzessin und Ehefrau Friedrichs III., die den Hundert-Tage-Kaiser zum Anführer der Opposition gegen Bismarcks Hegemonialpolitik machen wollte.

Die eine setzte sich durch, die andere scheiterte. Preußen wurde protestantisch, aber nicht liberal. Die Quittung dafür kam im Ersten Weltkrieg, an dessen Ende der letzte Hohenzollernkaiser Wil-

helm II. aus Berlin nach Holland flüchten musste. Drei der Kisten, in denen das Inventar seiner Schlösser nach Doorn reiste, werden in der Ausstellung gezeigt, doch es fehlt das Gedenkbild seiner Frau, der sonst reichlich präsenten Auguste Victoria, die nach kurzer Zeit in der Fremde starb, wie es heißt, an gebrochenem Herzen. Wilhelm dagegen hielt sich mit Holzhacken fit, er überlebte Auguste um zwanzig Jahre.

Der Spagat zwischen der abstrakten und der konkreten Seite ihres Themas, zwischen dem Riesenkomplex „Preußen“ und den Untiefen der Biographistik gelingt der Ausstellung nachgerade vorbildlich. Weder wird man von historischen Daten und Archivalien erschlagen, noch ziehen die Damen des Hauses Hohenzollern in eintöniger Prozession am Besucher vorbei. Die einzelnen Sektionen betonen die Typik des dynastischen Frauenlebens, die Rolle als Mutter, Erbin, Vorbild und Repräsentantin, ohne das Individualschicksal zu vernachlässigen. So erfährt man über Sophie Charlotte von Hannover, die Frau des ersten Preußenkönigs Friedrich, nicht nur, dass sie Schloss Charlottenburg (damals noch Lietzenburg) erbaute und mit Leibniz befreundet war, sondern auch, dass sie mit der Berufung des italienischen Komponisten Bononcini an ihr Hofem die Berliner Operntadt begründete.

Ein echter Coup ist den Kuratoren mit der Präsentation zweier Holzreliefs aus der Werkstatt Andrea Mantegnas gelungen. Im Jahr 1478 schmückten sie die Brauttruhen, mit denen Paola Gonzaga, die Tochter des Markgrafen von Mantua, zur Hochzeit mit Leonhard von Görz nach Bozen zog. Paolas Mutter war Barbara von Brandenburg, eine Enkelin des ersten hohenzollerschen Kurfürsten Friedrich. Ihre durch Kaiser Sigismund gestiftete Verbindung mit dem Gonzaga-Prinzen Luigi war die erste der spektakulären Heiraten, mit denen die Hohenzollern in die erste Liga der europäischen Fürstengeschlechter aufstiegen. Die letzte fand im Mai 1913 statt, als Viktoria Luise, die einzige Tochter Wilhelms II., den Welfen Ernst August von Hannover ehelichte. Dessen Enkel wiederum ist jener Ernst August, dessen Abenteuer die Klatschpresse mit nie erlahmender Aufmerksamkeit verfolgt. Als geschichtliche Kraft hat das Dynastische ausgedient, als Distinktionsmerkmal dient es in der Mediengesellschaft einem neuen Zweck: der Unterhaltung. ANDREAS KILB

Frauensache. Wie Brandenburg Preußen wurde. Schloss Charlottenburg, Theaterbau, bis 22. November. Der Katalog kostet 29,80 Euro.

Terrorverdächtig

Die Entscheidung der British Library, ein digitalisiertes Archiv zum Taliban-Regime in Afghanistan mit Verweis auf die britischen Anti-Terror-Gesetze abzulehnen, beleuchtet die Schwierigkeit von Akademikern, ihrer Forschungsarbeit nachzugehen, ohne dabei gegen die breitangelegten gesetzlichen Bestimmungen zu verstoßen. Seit einigen Jahren hat eine Wissenschaftlergruppe unter der Leitung der Afghanistan-Forscher Alex Strick van Linschoten und Felix Kuehn Quellenmaterial über die Taliban-Bewegung zusammengetragen, aus dem Paschtu übersetzt und digitalisiert, um es der Wissenschaft zugänglich zu machen. Das Archiv umfasst Zeitschriften, Landkarten und andere Dokumente, darunter ein von den Taliban selbst initiiertes Projekt, wo Schlüsselfiguren des Regimes zur Zeitgeschichte befragt wurden. Das umfangreiche Material gebe Einblick in die Entwicklung der 2001 gestürzten fundamentalistischen Bewegung in Afghanistan, erklärte Alex Strick van Linschoten. Es bestätige zudem die These, die Kuehn und er bereits in früheren Arbeiten vertrat, dass die Beziehung zwischen den Taliban und Usama Bin Ladin wesentlich gespannter war als oft dargestellt. Dem internationalen Beratungsgremium des Projektes gehören Akademiker namhafter Institutionen ein, darunter der Historiker Anatol Lieven, der Strick van Linschotens Doktorarbeit über die Taliban am Londoner King's College beaufsichtigt. Nach Auskunft Strick van Linschotens wird das Projekt von einer „wichtigen europäischen Regierung“ finanziert, die jedoch erst bei der vor Jahresende in Aussicht gestellten offiziellen Präsentation genannt werde. Ziel ist es, das in Kabul verwahrte Material durch eine Institution wie die British Library weltweit zugänglich zu machen. Die British Library gestand, den Forschungswert der Sammlung zwar zu kennen, doch sei die Staatsbibliothek juristisch beraten worden, das Archiv könne Material enthalten, das möglicherweise gegen das Anti-Terror-Gesetz verstoße. Unter diesen Umständen sei die Bibliothek nicht in der Lage, der Wissenschaft uneingeschränkten Zugang zu ermöglichen. Das Anti-Terror-Gesetz verbietet die Verbreitung von terroristischen Veröffentlichungen und das Sammeln „von Material, das benutzt werden könnte von einer Person, die einen Terrorakt ausübt oder vorbereitet“. Die Forscher bestreiten, dass das Archiv Anleitungen zum Terror enthalte, und verweisen darauf, dass die Bibliothek weitaus gefährlicheres Material wie das als Protest gegen den Vietnam-Krieg verfasste „Anarchist Cookbook“ beherberge. Mehrere Akademiker haben die Entscheidung heftig kritisiert. Die Projektleiter verhandeln nun mit den Universitäten Stanford und Yale. G.T.

Zu viel gehört

Digitalhändler in Amerika reduziert Hörbuch-Flatrate

Der amerikanische E-Book-Flatrate-Anbieter „Scribd“ verkleinert zunehmend seinen Bestand. Zunächst hatte es im Juni das Segment der Liebesromane getroffen. Dort war die verfügbare Anzahl an Titeln deutlich gesunken. Der Grund: Leserinnen von Liebesromanen lesen üblicherweise viel, in diesem Fall so viel, dass es für „Scribd“ unwirtschaftlich wurde. Der Begriff Flatrate, der dem Dilemma zugrunde liegt, ist in diesem Zusammenhang irreführend.

Eigentlich handelt es sich bei E-Book-Flatrates um eine digitale Version der Leihbibliothek. Die Nutzer erwerben für ihre monatliche Gebühr – bei „Scribd“ sind es 8,99 Dollar – nicht unbeschränkt viele Titel, sondern nur das Recht, sie zu nutzen. Je nach Angebot müssen sie dafür während der Nutzungszeit mit dem Internet verbunden sein. Bei jedem Leihvorgang bezahlt der Flatrate-Anbieter dem Verlag eine Vergütung. Vielleiter können ihn also in Bedrängnis bringen. „Scribd“ löschte deshalb vor allem Romane mit höheren Verkaufspreisen, um die eigenen Verluste gering zu halten. Auch bei den Hörbüchern überschritt die Nutzung den Rahmen des Wirtschaftlichen.

Trip Adler, einer der Gründer und Chief Executive Officer, schrieb auf dem „Scribd“-Blog dazu eine Nachricht an die Nutzer: Statt dass die Kunden wie bisher uneingeschränkt auf alle Hörbücher zugreifen könnten, gebe es ab sofort ein wechselndes Angebot an verfügbaren Hörbüchern, für die mit Verlagen „spezielle Abmachungen“ getroffen worden seien. Im monatlichen Grundpreis ist ein weiteres Hörbuch, das nicht zu diesem Katalog gehört, enthalten. Alle weiteren Hörbücher müssen gekauft werden. Wie schon bei der Verknappung des Liebesroman-Angebots führt Trip Adler als Grund an, die Maßnahme sei notwendig, um ein nachhaltiges Wachstum garantieren zu können. name